

Lebenslauf eines Stickereizeichners

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **60 (1970)**

PDF erstellt am: **20.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1004348>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lebenslauf eines Stickereizeichners

(Wir verdanken die Vermittlung dieser weiteren Arbeiterbiographie Frau L. Kutter-Trüb)

In Wienacht, Gemeinde Lutzenberg AR, wurde ich im Januar 1887 geboren. Mein Vater hatte dort einen Sandsteinbruch. In Wienacht-Tobel besuchte ich 8 Jahre die Volksschule und nachher 2 Jahre die Realschule in Heiden, wo ich mit dem Austritt aus der Schule gleichzeitig konfirmiert wurde.

Nun sollte ich etwas Rechtes lernen, aber was? Berufsberater gab es damals noch keine. So arbeitete ich vorläufig bei meinem Onkel und Götti (mein Vater verunglückte, als ich 10 Jahre alt war, und ich war das älteste von 8 Geschwistern) im Steinbruch im Thaa, oberhalb der Landegg. Da ich für meine magere Postur ziemlich kräftig war, machte mir die schwere Arbeit keine große Mühe, obwohl mein Onkel nicht gerade zärtlich mit mir war. Die Aussichten für das Sandstein-Baugewerbe waren aber nicht gut, so daß ich mich entschloß, irgendeinen andern Beruf zu erlernen, aber immer noch wußte ich nicht welchen. Ich hatte einen Kameraden, der in St.Gallen eine Zeichnerlehre absolvierte seit dem Frühling und der mir immer erzählte, wie schön es sei, man sei nie mehr so dreckig wie die Wienächter Steinbrecher, man habe immer saubere Kleider und die Arbeit sei so schön. So entschloß ich mich, ebenfalls eine Lehre als Stickerei-Zeichner zu machen und vor allem das Vergrößern zu erlernen. Mein Götti und ich fuhren nach St.Gallen, und er stellte mich in einem Geschäft am Obern Graben vor, welches mich auch einstellte. Damals mußte man froh sein, eine Lehrstelle zu erhalten. Der Lohn: im ersten Jahr am Silvester 50 Franken, im zweiten 100 und im letzten Jahr 150 Franken. Lehrgeld keines. Artikel: grobe Schiffliware.

Nach meiner vorherigen Schwerarbeit ging es eine Zeit lang, bis ich eine leichtere Hand bekam, aber es spielte keine so große Rolle, da ich ja allerhand anders auch zu tun hatte, z. B. den Kachelofen unseres Ateliers heizen, Apparaten, d. h. die Skizzen auf dem Vergrößerungsapparat mit Kohle abnehmen, Ausgänge machen, Staben usw. Mein Lehrmeister, ein Deutschböhme, und ich waren allein als Zeichner. Nachdem ich ein Jahr in der Lehre war, verunglückte der Lehrmeister beim Schlitteln gegen die Sitter hinunter tödlich. Ich bekam einen andern Chef, einen Schweizer, gleichzeitig auf Neujahr übernahm der bisherige Geschäftsführer die Firma auf seinen Namen. Es ging ungefähr ein Jahr, dann mußte er aus finanziellen Gründen seine Zeichnerbude aufgeben, und ich wurde bei einem Geschäftsfreund in der Frohngartenstraße, welcher die gleichen Artikel machte, untergebracht.

Nach Beendigung der Lehre zog ich sofort aus und trat in eine als sehr gut bekannte Firma ein, wo ich die bittere Erfahrung machen mußte,

daß ich sehr vieles und sehr Nötiges in meinem Beruf nicht konnte, also gar nicht gelernt hatte. Damals gab es eben noch keine Lehrlingsprüfungen im Zeichnerberuf.

Ich blieb dann in dieser Firma noch einige Monate und konnte unter einem tüchtigen Vergrößerer-Chef in dieser Zeit viel Versäumtes nachlernen. Lohn 18 Franken pro Woche. Leider kam gerade eine kleine Krise, d. h. etwas zu wenig Bestellungen, und die fünf, die zuletzt eingestellt worden waren, darunter auch ich, erhielten den Abschied. Aber es gab auch Firmen, die noch Zeichner brauchten, so ging ich eben Arbeit suchen, was nicht gerade angenehm war. Ich fragte an verschiedenen Orten vergeblich an, geriet dann aber doch noch an die richtige Firma. Der Chef frug mich zuerst nach allen Kanten aus und sagte schließlich: Ich will mit Ihnen einen Versuch machen, Sie müssen aber als Heimarbeiter arbeiten, was ich dann auch machte. Er war mit meiner Arbeit sehr zufrieden und erklärte, er würde mich gerne sofort einstellen, aber er habe leider keinen Platz im Geschäft, so machte ich die Arbeit halt in meinem Zimmer, nicht gerade zur Freude meiner Logisfrau, die dadurch mehr Arbeit hatte.

Im Februar 1907 musste ich zur Positionsartillerie-Rekrutenschule einrücken, die bis Mitte März dauerte. Nach der Entlassung hatte ich wieder keine Arbeit auf dem Beruf, darum machte ich allerlei Gelegenheitsarbeit. Im Juni erhielt ich dann eine Stelle als Zeichner bei A. Heine AG in Arbon, blieb dort bis März 1908, dann passierte es wieder, daß mehrere Zeichner, darunter auch ich, entlassen wurden, wieder die jüngsten und ledigen. Da die Aussichten, bald auf dem Zeichnerberuf Arbeit zu finden, klein waren, meldete ich mich zur Fortwache St. Gotthard und konnte dort anfangs Mai 1908 eintreten. Der Dienst dort, obwohl streng, gefiel mir gut. Wir hatten natürlich sehr viel Wachdienst, welcher sehr genau war, die Strafen für Unterlassungen usw. waren schwerer als sonst bei andern Truppen, was wir auch begriffen, denn wir hatten auch wirklich etwas Wichtiges zu bewachen. Aber das Instandhalten der Geschütze usw. war für mich als Angehörigen der schweren Artillerie eine Arbeit, die mir nie verleidete. Es gab auch viele andere interessante Arbeiten. Das Essen und die Unterkunft waren gut, und die Gegend gefiel mir ausgezeichnet. Auch heute besuche ich noch gerne jene Gebiete.

Während der Dienstzeit in Andermatt mußte ich die Artillerie-Unteroffiziersschule in Thun absolvieren und kam als Korporal zurück und mußte nicht mehr Schildwache stehen.

Ende Oktober verließ ich die Fortwache wieder, da mir Arbeit auf meinem Zeichnerberuf in Aussicht stand. Leider entging mir diese Stelle, und ich fand in einer mechanischen Werkstätte, die sich auf Handstickmaschinen spezialisierte, Arbeit als Hilfsarbeiter. Ich mußte auch helfen, alte Handmaschinen abbrechen, sowie auch gut erhaltene wieder an einem andern Ort aufzustellen. Da mein Arbeitgeber sich auch mit dem Handel von neuen Schifflistickmaschinen befaßte, verschaffte er mir eines Tages eine Stelle als Hilfsarbeiter bei einem tüchtigen Schiffmaschinen-Monteur, der auch einen Sohn in meinem Alter hatte. Wir arbeiteten sehr gut zusammen, und ich hätte gerne auf diesem Beruf weiter

gemacht. Aber um darin eine sichere Stelle erhalten zu können, hätte ich statt einer Zeichner- eine Mechanikerlehre absolvieren sollen. Darum mußte ich verzichten. Unterdessen mußte ich meine U.O.-Schnüre in der Fuss-Art.-Rekrutenschule Thun abverdienen. Eines Tages berichtete mir mein früherer Arbeitgeber, es sei ein Maschinenkäufer aus Wien bei ihm, der 4 Handmaschinen gekauft habe, er suche einen jungen Mann, der beim Verladen und später beim Ausladen und Transportieren, sowie beim Aufstellen in Wien behilflich wäre. Außerdem suche er auch einen jungen Zeichner für seine neue Stickereifabrik in Wien. Da ich *beide* Sachen verstehe, solle ich mir überlegen, ob ich es nicht probieren wolle. Am nächsten Tag traf ich den genannten Käufer, einen Herrn Cohn, welcher sich glücklich fühlte, nur einen Mann statt zwei einstellen zu müssen, und mir alles Schöne versprach, guten Lohn usw. Nun, ich sagte zu und fuhr im Oktober 1909 nach Wien. Ich wurde vom neuen Arbeitgeber abgeholt, und obwohl ich die ganze Nacht gefahren war, sofort in sein Geschäft im Zentrum von Wien geführt und nach der Vorstellung bei seinen zwei Partnern an das extra eingerichtete Zeichnerpult beordert. Es war ziemlich alles, was man zum Vergrößern braucht, vorhanden, aber kein Vergrößerungsapparat, was die Arbeit stark hindert, da man alles mit dem Zirkel machen muß, was man sonst mit dem Apparat in kurzer Zeit vergrößert hat. Nun, ich tat, was ich konnte. Nach einigen Tagen trafen die Maschinen ein. Die erste Maschine wurde von zwei Schweizer Monteuren ausgeladen und transportiert und sofort in Arbeit genommen. Die andern drei mußte ich ausladen und an Ort und Stelle beim Westbahnhof in ein neues Haus im 4. Stock transportieren lassen. Da zu diesem Zweck einige Hilfsarbeiter nötig waren, schickten mich meine neuen Arbeitgeber auf das Arbeitsamt und verlangten von mir, ich solle 4 Arbeitslose engagieren für einige Tage, dürfe aber nicht mehr als eine Krone pro Tag offerieren. Ich schämte mich und wollte es nicht machen, aber die Herren sagten, die Arbeitslosen kämen gerne, und wirklich nach einer Stunde hatte ich 4 junge, kräftige Männer bei mir, die auch tatsächlich um eine Krone (ca. 1 Fr.) im Tag die harte und strenge Arbeit gerne machten. Sie fanden, es sei dennoch besser als herumzulungern. Es hatte viele Arbeitslose und es war schwer, Arbeit zu bekommen. Nachdem die Stickmaschinen an Ort und Stelle waren, konnte ich mich dem Zeichnen widmen, und es ging einige Wochen ganz gut. Ich machte dann aber die Herren auf die mir versprochene Reiseentschädigung aufmerksam. Sie bestritten, mir diese versprochen zu haben, was mich empörte. Ich bestandete bei ihnen auch die schäbige Bezahlung der Arbeitslosen, was die Leute in große Wut versetzte. So war der schönste Krach im Gang, der damit endete, daß ich mich Mitte Dezember auszahlen ließ und die Firma am andern Tag verließ. Ich fuhr nach Hause und bereute es nie.

Im Januar 1910 trat ich als Zeichner in einer Firma in Bazenhaid ein, blieb bis 31. Januar 1911 und wechselte dann die Stelle, um mich in Kirchberg bei Gebr. Huber in Spezialwaren weiter zu bilden. Am 22. Juni gleichen Jahres verheiratete ich mich und war glücklich mit meiner jungen Frau. Wir hatten eine Wohnung in einem neuen Haus in Kirchberg, Preis Fr. 27.- im Monat. Dazu hatte ich im Geschäft Lohnaufbesserung von

Fr. 160.– auf Fr. 200.– erhalten, damals ein schöner Lohn. So war alles in Ordnung, und wir waren zufrieden. Im Oktober 1912 bekamen wir Familienzuwachs, einen gesunden Knaben, dem im Mai 1914 ein ebensolches Mädchen folgte. Wir waren eine glückliche Familie. Aber am 1. August kam die Generalmobilmachung, der Erste Weltkrieg hatte begonnen. Ich mußte, wie so viele andere auch, meine Familie verlassen und einrücken. Ich war bei der Festungsartillerie der St. Gotthard-Befestigungen, und unsere Standorte waren der Monte Ceneri und seine Stellungen. So kam ich weit von meiner Familie weg. Unsere Abteilung war mit kurzen Urlauben bis im Juli 1915 beständig im Dienst. Das war eine schwere Zeit. Mit was sollte man die Familie durchbringen? Für den ersten Monat bezahlte mir meine Firma den halben Lohn, im zweiten noch ein Drittel und dann nichts mehr. Lohnausgleichskassen gab es damals noch nicht, und ein Gesuch um Gewährung der sogenannten Notunterstützung, die für Familienväter Fr. 3.– betrug, machte ich erst, als ich keinen andern Ausweg mehr sah. Heute kann man das fast nicht begreifen, wo jeder Wehrmann ohne weiteres seinen Lohnausgleich bekommt, aber damals schauten diejenigen, die zu Hause ihrem Verdienst ungeschmälert nachgehen konnten, uns Soldaten, die Notunterstützung bezogen, scheel an. Im März 1915 benutzte ich einen 10tägigen Urlaub, um mit meiner Familie ins Appenzellerland zu zügeln, wo wir, da der Vater meiner Frau in Rehetobel ein kleines Bauerngütlein hatte, wenigstens für die beiden Kinder genug Milch bekamen. Auch sonst fiel für uns oft etwas Gutes ab, worüber wir sehr froh waren; eine Familie mit Fr. 3.– im Tag zu erhalten, war eine große Kunst und verlangte überall Entbehrungen. Nachdem ich Ende März wieder eingerückt war, hatten wir wieder Dienst bis Mitte Juli 1915; an diesem Datum wurden wir endlich entlassen, vorläufig, wie es hieß.

Nun kam die Frage: erhalte ich meinen Arbeitsplatz wieder oder nicht, denn bei vielen Kameraden war ihr Platz schon von andern besetzt. Ich hatte Glück und konnte sofort wieder die alte Stelle antreten, allerdings mit dem Vorbehalt: Nur solange wir Arbeit für Sie haben. Dies war leider nicht immer der Fall, oft konnten wir nur 2–3 Tage arbeiten pro Woche, aber für die Zeit des Arbeitsausfalls wurden wir verhältnismäßig ordentlich entschädigt, natürlich lange nicht voll.

Im Oktober 1915 eröffnete ich auf eigene Rechnung einen kleinen Spezereiladen im Oberdorf in Kirchberg, da ich einen zusätzlichen Verdienst sehr nötig hatte. Zuvor wurde ich von unserm Pfarrer Wyß ausdrücklich gewarnt, die Konkurrenz sei groß, es war aber zu spät, da anderntags bereits die Waren eintrafen. Der Grossist, der mir alles auf Kredit lieferte, betonte ausdrücklich, ich solle es ruhig wagen, denn die Preise der Spezereien stiegen fortwährend, und was ich nicht verkaufen könne, nehme er zum jeweiligen Tagespreis zurück. Obwohl der Umsatz ganz ordentlich war, mußte ich das Geschäftlein nach 6 Monaten wieder aufgeben, da es nicht rentierte. Es lief noch alles ziemlich gut ab, natürlich hatte ich aber einigen Verlust.

Anfangs Juli bis September Militärdienst. Im November erhielten wir unser drittes Kind, ein gesundes Mädchen. Vom 1. Dezember bis anfangs

März 1917 mußte ich wieder an die Grenze. Nachdem wir entlassen waren und ich wieder zu Hause war, wurde mir ein altes Haus mit etwa 10 Aren Boden und einem Sticklokal samt Stick- und Fädelmaschine zum Kauf angeboten. Ich wünschte, es zuerst zu mieten, und bekam es um Fr. 35.- monatlich. Nachdem ich die Stickmaschine, die lange stillgestanden war, durch einen Fachmann wieder in Ordnung bringen ließ und meine Frau als Stickerkind mit der Stickerei wohl vertraut war, begann sie, obwohl wir drei Kinder hatten, auf der Handstickmaschine zu sticken, natürlich nur einfache, sogenannte Langware, aber sie verdiente doch noch ganz ordentlich. Ich half ihr bei dieser Arbeit, da es eigentlich keine Frauenarbeit war. Hier konnte ich auch Hühner und Kaninchen halten, was uns die Ernährung verbesserte. Im Juli 1917 wieder Militärdienst bis anfangs September. Im Januar 1918 wurde uns wieder ein Kind geschenkt, wieder ein Mädchen, so daß wir nun 4 Kinder hatten, gottlob alle gesund. Die sogenannte Notunterstützung für Soldaten mit 4 Kindern betrug Fr. 4.20. Es war gut, daß ich eine so tapfere, fleißige Frau hatte, die zudem jeden freien Augenblick stickte, wenn Arbeit vorhanden war. Das war bei der Stickerei nicht immer der Fall. 1918 mußte ich wieder zur gleichen Zeit an die Grenze wie im Vorjahr, aber dies war nun endgültig das letzte Mal. Nun, da der Erste Weltkrieg fertig war, sollte alles wieder besser werden.

Für mich war das leider nicht der Fall, denn mein Hausbesitzer wollte das Haus verkaufen, in welchem wir eine so glückliche Zeit verlebt hatten. «Sie können es sofort haben für Fr. 7500.-, wenn Sie nicht wollen, müssen Sie in einem Monat ausziehen.» Ich konnte es bei meinem Geldmangel und der unsichern Zeit nicht riskieren, mir diese Last aufzubürden, und so mußten wir schweren Herzens dieses altmögliche, teils baufällige, aber doch heimelige Häuschen verlassen und wieder eine Wohnung mieten. Wir fanden ganz in der Nähe etwas und zügelten bald noch einmal, jetzt nach Bazenheid. An meinem Arbeitsplatz in Kirchberg, den ich noch inne hatte, fing es auch an zu hapern. Da die Spezialwaren, die unsere Firma machte (meistens farbige Stickerei-Neuheiten und feine Ätzwaren), zum größten Teil nach Frankreich, England und Amerika gingen und überall wenig Bedarf an solchen Stickereien war, gingen die Aufträge stark zurück, was wir natürlich auch spürten. Wir hatten nur einige Monate pro Jahr voll zu tun, mindestens die halbe Zeit nur teilweise, was natürlich das Einkommen stark schmälerte.

Nun waren wir froh, daß meine Frau und ich lange vorher uns schon mit dem Maschinenstricken, also dem Stricken von Pullovern, Strümpfen usw. beschäftigt hatten, denn eine Strickmaschine hatten wir uns in der guten Zeit angeschafft. Nun mußte uns dieser damalige Nebenverdienst helfen uns durchzubringen. Wir machten aber nur Sachen, die fest bestellt waren. Zu diesem Zweck reisten bald meine Frau, bald ich herum und suchten Bestellungen. Da unsere Artikel nur aus prima Wolle, exakt gearbeitet und sehr preiswert waren, hatten wir wenigstens in den Herbst- und Wintermonaten genug Arbeit und konnten unsere Familie, wenn auch sehr einfach, durchbringen. Etwa Mitte 1922 reduzierten meine Arbeitgeber in Kirchberg ihren Betrieb stark und legten allen Arbeitern

nahe, wenn irgend möglich einen andern Arbeitsplatz zu suchen. Mir verschafften sie, ohne mich zu fragen, einen Arbeitsplatz in Bazenheid, leider mit starker Lohneinbuße. Ich konnte nichts anderes machen als annehmen, denn auch in St. Gallen wurden überall Geschäfte liquidiert und in erster Linie die Zeichner entlassen. Wir mußten uns einfach nach der Decke strecken und froh sein, daß uns noch ein, wenn auch kleiner Verdienst gesichert war.

Im Januar 1924 bekamen wir unser fünftes Kind, wieder ein gesundes Mädchen, so daß wir nun einen Knaben und 4 Mädchen hatten. Fast um die gleiche Zeit hörte man im Geschäft munkeln, es gehe so schlecht, und wirklich wurde uns etwa im März nahegelegt, wenn irgend möglich andere Arbeit zu suchen, was damals fast unmöglich war.

Durch einen nahen Verwandten erfuhr ich damals, daß eine zweite Scherlerei in F. gute Aussichten hätte. Eine solche bestand schon und soll genügend Arbeit gehabt haben. In meiner drängenden Lage besann ich mich nicht lange und schaute mich um. Ein Fabrikant sicherte mir genügend Arbeit zu, und ich suchte eine Scherlimaschine zu kaufen. (Scherlen bezeichnet man den Vorgang, wenn die ca. 10 m langen Stoffe auf welchen die Stickereien gestickt sind, von den unnötigen Fäden, welche vorher aufgeschnitten werden müssen, durch eine Scher oder eben eine Scherlimaschine gesäubert werden. Diese Maschinen sind ziemlich groß und werden durch einen elektrischen Motor angetrieben.) Ich konnte eine gebrauchte Maschine kaufen, der vorherige Besitzer hatte Konkurs gemacht, und machte eine kurze Lehre als Scherler durch und richtete an der Wiesenstraße in F. eine Scherlerei ein. Im gleichen Haus wohnten wir. Ich hatte kein eigenes Geld, ich mußte die Maschine mit entlehntem Geld kaufen und den Rest vorläufig schuldig bleiben. Aber das spielte ja keine große Rolle, da man, wie mir versichert wurde, bei dieser Arbeit recht schön verdienen sollte und alles bald abgezahlt werden könnte. Im September 1924 fing ich das Geschäft an und hatte genügend und gut bezahlte Arbeit. Ich lebte mich schnell in meinen neuen Beruf ein und hatte Freude daran. Aber ich konnte nicht alles allein machen, auch meine Frau und die größeren Kinder mußten helfen Fäden aufschneiden, annähen, staben usw. Auch mußte ich noch 2 Hilfsarbeiterinnen einstellen und viel Arbeit auswärts zum Aufschneiden ausgeben. So ging es im Anfang ganz gut, von der langen Arbeitszeit abgesehen, denn alles pressierte furchtbar, und wir mußten oft von morgens 5 Uhr bis abends 9 Uhr arbeiten. Dafür hatte man oft 1-2 Tage nichts zu tun. Man kann ungefähr so sagen: ein Vierteljahr hatten wir viel Arbeit, drei Vierteljahre aber ganz wenig, so daß der schöne Verdienst gerade reichte, ganz einfach zu leben und auch ganz wenig Schulden zu zahlen. Als der Betrieb einigermaßen im Gang war, kam eine neue Sorge. Mein Hausbesitzer, der das Haus gerne verkauft hätte, stellte mich vor die Wahl: in 2 Monaten ausziehen oder das Haus kaufen. Ich mußte das letztere wählen und hatte so noch eine Last mehr, denn das nötige Geld für die kleine Anzahlung mußte ich wieder entlehen.

So schlugen wir uns so schlecht und recht 5 Jahre durch. In dieser Zeit kam mein Knabe in die Lehre als Maschinenschlosser. In meinem «Un-

ternehmen» wurde die Arbeit immer knapper, die Preise immer geduckter, nicht nur bei mir, sondern allgemein in der Stickerie, so daß eines Tages mein bester Kunde zu mir sagte: «Schauen Sie, ich kann einfach nicht weitermachen, obwohl ich auch Ihnen den Preis stark reduzieren mußte, verdienen Sie noch am meisten von allen, die an dieser Ware gearbeitet haben.» Einen Monat später schloß die Schifflifabrik ganz. Nun war ich wieder einmal arbeitslos und hatte ein paar tausend Franken Schulden.

Es gelang mir glücklicherweise, das Haus mit einem kleinen Gewinn an einen Nachbarn zu verkaufen. Das Inventar, also die Scherlimaschine samt Zubehör, mußte ich alles miteinander für ca. 400 Franken hergeben, ich hatte ca. 3000 dafür bezahlen müssen und schuldete es meinem Geldgeber immer noch.

In F. waren damals 2 große Strumpffabriken im Aufstieg begriffen, und ich probierte dort irgendwie Arbeit zu bekommen, zuerst ohne Erfolg. Als ich anführte, ich könne Maschinenstricken, hieß es, wenn ich eintreten wolle, müsse ich eine 2jährige Lehrzeit als Cottonwirker mit einem Anfangslohn von 80 Rappen pro Stunde durchmachen. Schweren Herzens mußte ich mit meinen 42 Jahren nochmals in die Lehre. Auch in dieser schweren Zeit stand mir meine liebe Frau fest zur Seite. Sie übernahm eine Tüchliausrüsterei, die ganz ordentlichen Verdienst einbrachte. Als auch hier nicht mehr viel zu machen war, es war Ende 1929, reiste sie für eine Schürzenfabrik und brachte anständige Bestellungen heim. Nachdem ich ein Jahr der Lehre hinter mir hatte, bekam ich allmählich Akkord zu den gleichen Ansätzen wie die Wirker. Unter Cottonwirkern versteht man diejenigen, die an ca. 10 m langen Maschinen je 24 Strumpflängen wirkten, die nachher zusammengenäht werden mußten. Als Unterschied gibt es die Rundstühle, die den Strumpf nahtlos, wie es auch die heutige Mode verlangt, fix und fertig macht. Ich arbeitete gerne auf meinem neuen Beruf. Mein Sohn, arbeitslos nach seinem Lehrabschluß als Maschinenschlosser, kam auch in dieses Geschäft und mußte auch nochmals umlernen.

Nun arbeiteten wir beide auf diesem Beruf, und obwohl wir immer Schichtarbeit hatten und es immer Schwierigkeiten mit den Akkordlohn-Ansätzen gab, hatten wir doch ein anständiges Auskommen. Meine beiden ältern Mädchen waren nun auch aus der Schule, die ältere arbeitete in der Buchdruckerei auf dem Büro, die jüngere in einem Geschäft. Da wir alle gut zusammenhielten, gelang es uns, die vielen Schulden allmählich abzuzahlen.

Im Jahre 1936 wurde meine bescheidene Lebensversicherung fällig, und ich beschloß, damit die Anzahlung für ein eigenes Haus zu leisten, welches dann auch im gleichen Jahre gebaut wurde, einfach, aber solid und auf einem der schönsten Punkte stehend. Ich und meine Familie waren glücklich, nach den vielen Zügleten, endlich einmal ein eigenes Heim zu haben.

1939 kam der Zweite Weltkrieg, ich mußte zwar nicht mehr an die Grenze, dafür mein Sohn. Ich wurde mit 3 meiner Töchter dem Luftschutz zugeteilt, und wir hatten oft einzurücken.

Zwischen 1939 und 1945 verheirateten sich 4 meiner Kinder, und 1948 starb leider meine liebe Frau erst 59jährig.

In der Strumpfwirkerei ging es abwärts, denn unterdessen waren die Strümpfe ohne Naht, weil billiger, in Mode gekommen, und die teuren Cottonmaschinen wurden eine nach der andern stillgelegt, wodurch viele Cottonwirker um ihren Arbeitsplatz kamen und irgendwo andere Arbeit suchen mußten. Auch mir ging es so. Unter anderm arbeitete ich auch eine Zeit lang in einer Strumpffärberei, allerdings nur als Hilfsarbeiter. Aber alles war besser, als stempeln gehen und Arbeitslosenunterstützung beziehen. So ging es bis Januar 1951.

Im Februar 1951 kam ich endlich wieder auf meinen ersten gelernten Beruf zurück, ich trat bei N. & Co. Stickerei, in die Zeichnerei ein, allerdings nicht als Vergrößerer, sondern nur als Kopist, ich war Ersatz für einen kurz vorher gestorbenen Berufskollegen eingestellt worden, aber unter der Bedingung, auch im Zeichnen mitarbeiten zu können. Ich hatte aber mit Kopieren, Karton richten und Einreihen soviel zu tun, daß ich nur wenig zum eigentlichen Vergrößern kam. (Unter Vergrößern versteht man: Die Skizzen, welche gestickt werden sollen, müssen zuerst 6mal größer gemacht werden, damit man die Stiche, die der Sticker auf der Maschine sticken muß, einzeichnen kann. Dies ist eine Arbeit, die je nach Garnen und Stoffen ganz verschieden ausgeführt werden muß, aber auf jeden Fall sehr exakte Arbeit verlangt.) In dieser Firma blieb ich bis 1960. Von da an bis heute arbeitete ich immer wieder aushilfsweise in diesem Geschäft oder zu Hause in Heimarbeit.

Februar 1969

G.B. in F.